

Offene Grenzen. Überlegungen zum Schreiben von Lyrik

Essay

Über das eigene Schreiben (von Lyrik) schreiben zu sollen oder zu dürfen, ist eine reizvolle, aber auch etwas einschüchternde Aufgabe: Nicht nur, weil schon unzählige kluge Sätze darüber gesagt und geschrieben wurden, von denen dann einige als elliptische Satzfragmente und Halbzitate im Hinterkopf rauschen, einmal als verwirrende Störgeräusche, einmal als doch – so meint man –tragfähiger Klangteppich der eigenen sprachlichen und noch nicht sprachlichen Gedanken, nicht nur, weil dem Schreiben von Lyrik, wenn es denn als lustvoll oszillierendes Spiel mit dem prekären Verhältnis von Sprachwirklichkeit und Wirklichkeit verstanden, aber vor allem auch als innere Notwendigkeit und mehr noch – gewissermaßen als *modus vivendi* - erfahren wird, etwas Ungreifbares und Unbegreifbares anhaftet, und schließlich nicht nur, weil sich die Sehnsucht nach vertiefter Kommunikation gerade im Sperrigen, formal Widerständigen, im sich dem konventionellen Sprechen entziehenden Gestus des Gedichts, wie ich finde, am deutlichsten offenbart, sondern auch – und jetzt muss ich zitieren, weil der mit gewissem Anspruch Schreibende weiß, dass *„die Sprache von allen die Sprache von niemandem ist. Die Rolle der Poesie war schon immer, ein alternatives Sprachsystem zu produzieren.“* So Joachim Sartorius im Vorwort des wunderbaren „Atlas der neuen Poesie“. (Rowohlt 1996).

Warum dieses „alternative Sprachsystem“? Was treibt manche dazu, die Grenzen des Sagbaren auszuloten und ins Unerhörte auszudehnen, dazu, dem verfügbaren, regelhaft verknüpften System ein unausschöpfbares „Anderes“ abringen zu wollen, oder, um es weniger martialisch, weniger mit einem gewissen sprachimperialen Gestus zu formulieren, so viel innere Stille sein zu lassen, dass sich Anderes mit und in der Sprache ereignet? Nun bietet sich ein Zirkelschluss an: Eben weil sie wissen oder ahnen, dass *„die Sprache von allen die Sprache von niemanden ist.“*

Diese, die Schreibenden, und darin liegt ihre Vermessenheit, können und wollen sich genau damit nicht abfinden: in der Sprache von niemandem gefangen zu bleiben. Es ist das Verlangen nach einer eigenen Sprache. Es ist das Bestehen auf der zwingenden Einsamkeit dessen, was ich hier mit einem schlechten Wort (ein besseres will sich nicht einstellen) die eigene Sprache nenne. Am Anfang dieses Verlangens steht aber – für mich zumindest – keineswegs die Vorstellung, etwas Besonderes, gar Unerhörtes, zu sagen zu haben, sondern ganz im Gegenteil eine Art von Scham, von Beschämung, und zwar über die Erfahrung, dass die im weitesten Sinne konventionelle, den Zwängen und Bedürfnissen des Alltäglichen ent-sprechende Sprache nicht genügt. Am Anfang des Schreibens stehen nicht selten die groß genannten Gefühle, die dazu treiben, die ersten Verse zu versuchen, nach Metaphern zu tasten, zögernd, fast sprachlos, aber mit einem gewissen bohrenden Mut ausgestattet, nach Worten zu suchen oder auf etwas zu hören, das recht und schlecht zur

Sprache kommen möchte: Liebe, Trauer, Verwirrung, eine als brüchig und gespalten erlebte Identität, eine Verunsicherung, eine Unruhe. Dem möchte man sich stellen und aus diversen, hier nicht ausführbaren Gründen wird die Sprache das Medium und der Raum dieses Verlangens. Die Beschämung, die am Anfang dieser Erfahrung mit der Sprache stehen mag, hat noch einen anderen Grund: Man beginnt (Lyrik) zu schreiben, weil einen dieses Ungesagte und Unsagbare isoliert. Das Schreiben selbst, wenn es mit einer gewissen Hingabe und einer Zähigkeit (diesem Dennoch, ohne das nichts Relevantes entstehen kann) verfolgt wird, isoliert dann aber von neuem und zuweilen mit ungeahnter Heftigkeit. Dennoch hat diese zweite, neue Isolation, die (zweifellos mythologisierte und allzu oft verkitschte) Erfahrung der Einsamkeit des Schreibens und des Schreibenden eine andere Qualität: Es ist ein aktives Nicht-Einverstanden-Sein mit den Grenzen, die uns (freilich nicht nur) die Sprache aufzwingt, und dies artikuliert sich im Text, ist ihm gleichsam ein-geschrieben. Es setzt ihnen die für mich schönste Form eines produktiven Widerstands entgegen. Man könnte sagen: Das Schreiben schreibt den Schreibenden, genau da, wo er oder sie (ich will mich hier nicht dabei aufhalten, ob es denn ein „weibliches Schreiben“ geben kann), in die „*allereigenste Enge geht*“, wie Paul Celan es sagt. Ob es ihn dann, um Celan zu folgen, *freisetzt*? Ich weiß es noch nicht. Celan hat diesen Satz als Aufforderung formuliert: *Geh dorthin und setze dich frei*. Das Schreiben rettet, so die Hoffnung des Schreibenden, vor dem Verschwinden in der „Sprache von niemandem.“ Wenn die so genannten großen Gefühle, die existenziellen Grenzwertigkeiten, die man vor allem als junger Mensch in ihrer ganzen Wucht erfährt, am Anfang des Schreibens stehen, so erfährt der Schreibende fast gleichzeitig, dass die großen Wörter, die sie bezeichnen sollen, nichts taugen und nichts sagen: Was soll das schon heißen: *Ich liebe dich*. Den großen Wörtern folgen die großen Phrasen: Wieder ist – besten Falls – nichts damit gesagt und im schlimmsten Fall etwas zerstört. Das Erfahrene (und der Erfahrende) verschwinden unter der Last der falschen und abgenutzten Töne. Wie kann das sein, fragt sich der Schreibende, dass sich Sprache abnutzt wie ein Kleidungsstück? Dass die Worte nicht passen und den grausam entstellen, der sie benutzt? Wie kann das sein, dass die Sprache den Sprechenden benutzt, als wäre da Heimtücke am Werk, und wofür? Das Unbehagen an der Sprache tritt in diesem Zustand wachsender Sprachskepsis in ständig neuen Varianten zutage, wird immer neu und muss immer neu werden, sonst wäre ja längst alles gesagt.

Nun würde aber die konsequent „eigene Sprache“ sich selbst ad absurdum führen, folglich allen - im allerweitesten Sinn – kommunikativen Anspruch aufgeben und sich selbst ins Nicht-Sprechen führen. Dieser Anspruch und dieser Wunsch des Mitteilens ist dem literarischen Sprechen aber, so denke ich, genauso eingeschrieben wie sein Gegengewicht, der Gestus des Sich-Herausnehmens aus dem scheinbar allzu widerstandslos Mitteilbaren. Gedichte seien, sagt die Dichterin Evelyn Schlag, „eine Art höhere Post“. Diese richtet sich, immer, so behaupte ich, an andere, hat Adressaten, wenn gleich häufig nicht das, was man persönliche Adressaten, ein konkretes „Du“ nennen würde (obwohl dies keinesfalls

auszuschließen ist). Gedichte wollen sich (und den Schreibenden selbst) nicht nur jemandem mitteilen, sie wollen andere oder eine(n) anderen wahrnehmen, nicht nur Sprachloses, sondern auch Sprachlose zu Wort kommen lassen. Wenn Heinrich Heine auf relativ vordergründige Weise den schlesischen Webern des Aufstands von 1844 eine Stimme gibt oder Rainer Maria Rilke versucht, den Panther sprachlich „von innen her zu begreifen“, liegt dem bei aller Unterschiedlichkeit ein gemeinsamer Gestus des wahrnehmenden Bergens zugrunde. Ich würde so weit gehen, zu sagen, dass auch einer Lyrik, die vor allem um die wechselnden Befindlichkeiten eines Ich zu kreisen scheint, dieses Potential der Wahrnehmung des oder der Anderen innewohnt: Gerade da, wo die Lyrik das abgeschlossene und isolierte Ich als unhaltbare Konstruktion entlarvt (und dies leistet die Lyrik der Moderne in aller nötigen Radikalität), macht sie die Wahrnehmung des Anderen wieder und immer auf neue Art in der Sprache und als Sprache möglich. Man könnte sagen, das Gedicht öffnet sich dem Anderen am weitesten, wo die Sprache die Erkenntnis vollzieht, dass „Ich ein Anderer“ **ist**. Dabei ist dieses „Sein“ weniger als Zustand, denn als Bewegung, als lebendige und belebende Dynamik zu begreifen, die mit dem, was wir „unterhaltsam“ zu nennen pflegen, nichts zu schaffen hat. An diesem Punkt hat Schreiben nichts mehr mit wie auch immer gearteter „Individualisierung“ oder gar Selbststrettung zu tun, da die Sprache gewissermaßen zu erkennen gibt (und das kann sie), dass die andere(s) ausschließende, gleichsam tot-schweigende Selbststrettung keinerlei Rettung ist. Die Sprache aber rettet, birgt und nimmt wahr, wo sie das Wahr-Genommene nicht in eine rettende Zelle aus wohlgesetzten Worten abführt, und da, wo sie sich aussetzt, birgt sie das, was in ihr zur Sprache kommt. Sie kann über Grenzen gehen, über die ihr der Schreibende beileibe nicht immer folgen kann.